

Eine Reihe von Volksliedern künden heute noch von der großen Zeit der Spinnerinnen. In den Wintermonaten, wenn es draußen kalt und windig war, holten die Frauen und Mädchen ihre Spinnräder vom Dachboden. In der warmen Stube, auf der Bank neben dem Ofen, da surrte das Rad, und mit geschickten Händen spann man das Werch oder das Haar zu einem dünnen, gleichmäßigen Faden. Die Spulen wurden abgehaspelt zu Strähnen und in einer Aschenlauge ausgekocht. Um den Faden recht weich zu machen, gab man auch Knochen in den Sud. Nach gründlichem Schwemmen („Ausschwoabm“) im kalten Wasser hing man die Reisten auf die „Labm-Stangen“ des Hofes zum Trocknen auf. Von Zeit zu Zeit mußten sie gewendet werden. Waren sie endlich ganz trocken, so kamen sie auf die Tenne, dort wurden sie nochmals geschlagen. Die allerletzten Graten wurden auf diese Weise entfernt. Das gesellige Beisammensein der Spinnerinnen hieß man „Rockn-Hoagascht“. Das zu spinnende Haar nannte man „Rockn“. Die Frauen liebten die Arbeit am Spinnrad, nicht allein der Geselligkeit wegen, sie verlockte auch zum Träumen und zur Besinnung.

Früher, als es im Dorf noch keinen selbsthaften Weber gab, kam dieser „auf die Stör“, wo er einen Webstuhl vorfand. Für die Bauersleute und das Gesinde war das eine willkommene, abwechslungsreiche Zeit, denn so ein Mann kam weit herum und wußte gar viel zu erzählen. So wurde die Stube oder eine ebenerdige Kammer zur provisorischen Werkstatt.

Noch vor dem Weben war einige Vorbereitung notwendig. Das Garn wurde auf große Spulen gehaspelt, von diesen wieder auf kleinere. Zum Webstuhl eine kurze Beschreibung: Hier ist vor allem der Kettbaum, von dem die Kett-(Längs-)Fäden zum Zeugbaum laufen, auf dem das fertige Gewebe aufgerollt wird. In der Mitte befinden sich der Streichbaum und der Brustbaum. Zwischen diesen wird gewebt, indem zwischen den durch Tritte abwechselnd gehobenen und gesenkten Fäden mit dem Webschiff die Schuß-(Quer-)Fäden durchgeführt werden. Die Schußfäden werden nach jedem Schlag durch den Kamm (Blatt, Riet) an die vorhergehenden angedrückt. Die Schußfäden heißen „Eintrag“. War der Eintrag Leinen, so gab es ein starkes, aber schwärzeres Tuch. Ein Eintrag aus Baumwolle macht das Tuch weißer und geschmeidiger. Die feinere Leinwand verwendete man für Hemden, Oberleintücher und dergleichen; das grobwerchene Tuch hingegen für Unterleintücher, Arbeitshemden und auch Hosen, die man meistens einfärbte. Selbstverständlich waren auch Tischtücher und Handtücher aus dem selbstgemachten Tuch gefertigt.

Die Leinwand, frisch aus der Webe, mußte noch gebleicht werden. Sie wurde in Aschenlauge fest ausgekocht und dann auf dem Rasen vor dem Haus zum „Bloachn“ aufgezogen. Wenn möglich in der Nähe eines Baches, denn es mußte täglich öfters mit Wasser bespritzt werden. Dieses Bleichen dauerte ein paar Wochen, bei schönem Wetter etwas weniger lang. So hatte das Tuch seine graue Färbung weitgehend verloren, zudem wurde es nochmals in guter Lauge gewaschen und „geploit“, wie es bei jeder groben Wäsche üblich war.

Möglichst viele und schöne Ballen im Bauernschrank zu haben, das war der Stolz einer rechten Bäuerin. Dieses Tuch überdauerte Generationen. Viel Fleiß und Mühe, aber auch viel Segen ruhte auf diesem Tuch.

Das Müllergewerbe

Die Mühlgerechtigkeit, d. h. das Recht zum Mahlen, war bei allen Mühlen unseres Dorfes mit dem Grundstück verbunden, auf dem die Mühle stand. Der Theresianische Textkataster weist diese Gerechtigkeit aus und spricht von drei oder von zwei „umgehenden Steinen“. Abgesehen von kleineren Hausmühlen wird die Mühle zu Egerbach, zu Lampert und im „Moos“ genannt.

Die Arbeit des Müllers war sehr vielseitig. Jeder Gang hatte zwei Steine. Der untere Stein, als sogenannter Bodenstein, war feststehend, während der obere, sich drehende Stein als „Läufer“ bezeichnet wurde. Um die gewünschte Feinheit des Mehls zu erreichen, war der Läuferstein mit Schrauben verstellbar. Es wurden dabei Steine aus Sexten und Granitsteine aus dem Mühlviertel zum Mahlen verwendet. Das zur Mühle gebrachte Korn wurde zuerst gewogen, dann mit einer Spitz- und Schälmaschine gereinigt und nachher auf dem Walzenstuhl, der zwei entgegengesetzt laufende Stahlwalzen besaß, in sechs bis sieben Schrotgängen geschrotet. Der dabei angefallene Gries und Dunst wurde dann auf dem Steingang gemahlen. Als Mahlgut fielen dabei beim Weizen im Durchschnitt 65 Prozent Kochmehl, 10 Prozent Nachmehl und 20 Prozent Grischen (Kleie) an, der Mahlverlust betrug rund 5 Prozent.

Die Tagesleistung eines Ganges war je nach Kornqualität sechs bis sieben Star, bei sehr guter Qualität auch bis zu zehn Star Korn, das zu Mehl gemahlen wurde. Als Lohn für seine Arbeit konnte der Müller